

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Führe uns nicht in Versuchung!

[urn:nbn:de:bsz:31-339315](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339315)

brennen. Die Nacht verging ganz ruhig; kein Teufel ließ sich spüren, gleichsam als könnte er's nicht leiden, daß man ihn erwarte.

Dafür war aber am folgenden Tage desto größere Vorbereitung in Zeibigs Haus auf den düstern Besuch, doch so, daß man es draußen nicht merkte. Bruder Karl hatte sich einen tüchtigen Knüttel ausgesucht, durch dessen dünneres Ende er, um ihn besser fassen zu können, einen Lederriemen zog. Vater Zeibig hielt einige Seile bereit, und ein breites, schweres Beil. Selbst die Mutter ging heute nicht zu Bette, sondern saß am Tische und las. Mit Ungeduld wurde die Nacht erwartet. Eine tüchtige Kanne Kaffee erwärmte und stärkte Alle.

Um elf Uhr ungesähr, rauschte etwas über den Hof. Man hörte deutliches Knistern, Klirren und Brummen. Kleine Gegenstände, wie Erbsen oder feiner Kies, flogen gegen die Fensterläden, endlich auch gegen die Hausthür, hinter welcher Zeibig und Karl ruhig der Dinge warteten, die da kommen sollten.

Dann zog das Gespenst langsam und schwerfällig nach der Gartenecke vor Zeibigs Hause, die nach der Straße zu lag. Auf einmal that es einen Fall. Rasch rissen Zeibig und sein Sohn die Thür auf; Frau Martha brachte eine brennende Laterne. Der weißvermummte Teufel lag am Boden und zappelte und strampelte, um seine Füße aus einigen Stricken zu ziehen, welche schlaue und lose über den Weg gespannt waren. Ueber ihm aber saad drohend, wie man alsbald an der tiefen Bassstimme erkannte, der ins Geheimniß eingeweihte Förster und hielt sein Gewehr drohend auf den falschen Teufel, der sich noch immer krümmte wie ein Wurm.

„Gestehe, Schurke, wer du bist!“ herrschte Runo, der Förster, ihm zu. „oder ich schieße dich rack todt wie einen tollen Hund!“

„Um Gotteswillen, laßt mich ruhig gehen!“ wimmerte und flehte der Teufel; „laßt mich, es war ja nur ein kleiner Spaß!“

Aber damit kam er schön beim Förster an. „Ein kleiner Spaß? So, so! Seid Ihr wahnsinnig, Herr Teufel?“

Runo stellte seine scharfgeladene Flinte an die Mauer und nahm einen Stock aus dem Zaun zur Hand, mit dem er jetzt schonungslos drauf los hieb, daß es laut knallte, und bei jedem Hiebe schrie und winselte der arme Teufel ganz elendiglich.

Indeß waren Zeibigs herbeigeeilt, und Martha leuchtete dem vergeblich sich Vermummenden mit der Laterne voll und hell ins Gesicht.

Und wer war dieser Teufel? Niemand anders, als der alte, habgierige Lindenmüller, der, wie wir wissen, schon längst sich darüber geärgert hatte, daß er sein Gut, wie er wenigstens meinte, zu billig hergegeben. Dadurch, daß er das Gehöfte in den Geruch brachte, es spuke drinn und sei nicht geheuer, hoffte er dasselbe wieder um einen Spottpreis in seine Hände zu bekommen. Allein er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht und war nun betrogen um all seine schönen Hoffnungen.

Alsbald war das halbe Dorf beisammen. Alle hatten jetzt Muth und meinten, so hätten sie sich's gleich gedacht. Ja, Thomas, der Nachtwächter, war so beherzt und tapfer, als alter Grenadier, daß er sich gleich an die Spitze des Zugs stellte, der den Störer der Ruhe in der Gemeinde zum nächsten Bezirksgerichte geleitete. Dort hat nun der Elende Zeit genug, über sein schändliches Spiel nachzudenken; die wackere Familie Zeibig aber freut sich ihres wohlverordneten und unverkümmerten Kindenguts.

Führe uns nicht in Versuchung!

(Mit einer Abbildung.)

Wir wollen uns, geneigter Leser, in Gedanken an die vom Atlantischen Meere bespülten Westküsten Frankreichs versetzen, in die wohlbekannte Bretagne, deren Bewohner heute noch die alterthümlichen Sitten und Gebräuche festhalten und sie hochachten gleich einem kostbaren von den Vätern ererbten Gute.

Es war im Märzmonat des Jahres 1801; 's ist also schon etwas lange her. Der Tag hatte sich seinem Ende genahet und schon waren die friedlichen Töne der Abendglocke verhallt. Die Bewohner des Dorfes Kerneven kehrten vom Felde heim, dem wohlverdienten Nachtmuß und der erquickenden Ruhe zu, nach dem ermüdenden Tagewerk. Es dauerte nicht mehr lange, so waren die Hüttenthüren alle geschlossen; nur das Häuschen des ehrlichen wackern Bernhard stand noch offen und der helle Schein des Herdfeuers blinkte heraus auf die Straße. Frau Bernhard bereitete geschäftig die einfache Mahlzeit und fragte dabei häufig ihr sechsjähriges, spähend vor der Hütte sitzendes Söhnlein, Peter genannt, ob er den lieben Vater noch nicht wiederkommen sehe. Auf die immer verneinende Antwort des Kleinen, trat Frau Margreth endlich selbst vor die Thür und schaute forschend in die Ferne, ohne jedoch den Erwarteten zu er-

blicken. Kopfschüttelnd ging sie wieder an den Herd zurück und sagte beunruhigt: „Was mag meinem Manne nur zugestoßen sein, daß er so spät in die Nacht hinein draußen bleibt!“

Endlich erklang Peters freudiger Ruf: „Da kommt der Vater!“ und pfeilschnell sprang er dem Nahenden entgegen, kletterte behend auf den Karren und setzte sich neben ihn, wie er's gewöhnlich zu thun pflegte. Noch wenige Augenblicke, und das Pferd hielt von selbst an vor dem wohlbekannten Häuschen.

„Du hast aber heute recht auf dich warten lassen, lieber Mann,“ sagte Margreth, indem sie das Söhnlein vom Karren herunter hob.

„Drum hatte ich noch mit unserm alten Bekannten, dem Müller Niclaus, etwas zu verabsprechen, und der wohnt ziemlich abseits von der Straße, entgegnete Bernhard; dieß ist Schuld an meiner verspäteten Heimkehr. Ich bringe aber auch guten Hunger mit!“

Nach beendigter Mahlzeit, während die Gattin das Küchengeräthe wieder in Ordnung brachte und das Söhnlein schlafen legte, nahm Bernhard ein Grabscheit, einen Pickel und eine brennende Laterne und ging hinaus in den Hof, trat an das bereits unter dem Schoppen geborgene Wägelein und nahm unter dem Sitze einen kleinen in Heu gewickelten Päck hervor. Hierauf ging er in den Stall, stellte die Laterne nieder, legte das Päckchen daneben und fing nun an neben dem stützenden Thürpfosten ein Loch zu graben. Als dieses ungefähr drei Schuh tief war, wickelte er das Heu vom Päckchen los, und ein kleiner eiserner Kessel kam zum Vorschein, dessen Deckel ringsum mit Lehm befestigt war. Jetzt senkte er das ziemlich schwere Gefäß in das bereitete Loch, legte rundum Steine, warf die ausgegrabene Erde drauf und glättete dann sorgfältig den Boden mit seinen reichlich beschlagenen Schuhen. Nachdem er schließlich seine Arbeit noch behutsam betrachtete, ob da wohl nichts zu merken davon wäre, kehrte er wieder eben so ruhig in die Stube zurück, wie er sie verlassen hatte. Seine Frau plagte keineswegs die Neugierde zu wissen, was er draußen wohl möge hantirt haben, daher sie ihn auch nicht darum befragte. Die Bretagnerinnen sind übrigens so genaturt; sie mischen sich nicht leicht in Sachen die, wie sie sagen, den Hausvater allein angehen, und könnten hierin ganz füglich als nachahmungswürdiges Beispiel dienen.

Der Bote will nun erzählen, was Veranlassung gegeben hatte zu Bernhards heimlichem Treiben im Stalle. Er war des Morgens nach

dem in der Nähe seines Dorfes gelegenen Städtchen Pontivy gefahren, um dort auf dem Markte Butter und Eier und sonstige Waaren zu verkaufen. Während seines Heimzugs, als er eben durch den Hohlweg am letzten Hügel fuhr, hörte er plötzlich seinen Namen laut rufen; verwundert schaut er sich um und erblickt seinen alten guten Freund, den Müller Niclaus, der ein wenig abseits von dem Wege stand.

„Sieh da, du bist's, Niclaus,“ ruft er erstaunt; „welcher Zufall führt denn dich hieher?“

„Ich erwartete dich, Freund Bernhard,“ antwortet ganz ruhig der Müller, „weil ich wußte, daß du diesen Morgen in die Stadt gefahren. Hast du Zeit mit mir heinzukommen? Ich hätte dich um einen Dienst zu bitten.“

Bernhard, der die Gefälligkeit selbst war, machte holt herum, was sein Gaul nur mit Unwillen thun wollte, da er einen anderen Weg als den nach dem Dorfe gar nicht begreifen konnte, es verlangte ihn nach seinem Stalle. Niclaus saß auf, und fort ging's nach der einsam gelegenen Mühle, die in einer Viertelstunde erreicht wurde. Die beiden Männer flogen ab; die Zügel des Pferdes band Bernhard an einem der eisernen Ringe fest und folgte dann dem Müller in die Stube. Bald standen zwei Gläser und ein mit gutem Apfelwein gefüllter Krug auf dem Tische, und Niclaus offenbarte Bernhard sein Anliegen in folgenden Worten:

„Höre nun, mein Freund, wo mich der Schuh drückt. Du weißt daß, seit dem vor zwei Jahren erfolgten Tode meiner braven Frau, unser Junge bei seinem kinderlosen Oheim, dem Bruder seiner Mutter, in Rennes, der Hauptstadt unserer Provinz, lebt, der versprochen hat, für ihn zu sorgen und ihn unterrichten zu lassen, wie wenn's sein eigener Sohn wäre. Meines Schwagers Frau wird Mutterstelle an ihm vertreten. Da der Junge von schwächlicher Gesundheit ist, so taugt er nicht für's Müllerhandwerk und soll bei seinem Oheim die Handlung erlernen. Unterdessen arbeite und spare ich noch für ihn, damit er einst mit Ehren bestehen könne und seinen Erziehern nicht immer zur Last falle. Was die Mühle und der Fruchthandel mir schon eingetragen hat, habe ich zum Ankauf von Aedkern verwendet; die werden doch, in den jetzigen unruhigen Zeiten, nicht gestohlen. Vaares Geld aber möchte ich nicht viel in meinem vereinsamten Hause haben, denn die Diebe schleichen immer in der Gegend umher. Nun denn, gestern gingen mir fünfhundert Louisd'or ein, die mir keine geringen Sorgen machen, besonders da ich

morgen früh für einige Tage verreisen will. Barest du, Freund Bernhard, nun wohl so gefällig, dieses Geld in Verwahrung zu nehmen, bis ich wieder heimkehre, was zu Ende dieser Woche geschehen soll. Ich kenne sonst Niemand, dem ich die Summe anvertrauen könnte, und dein Ehrenwort hat für mich mehr Gewicht und Werth als alle gestempelten Schriften eines Notarius. Zudem könnte ich heute keinen mehr aussuchen. Also, du sagst zu?"

Seinen Kopf in beide Hände stützend, saß Bernhard da, similitirte einige Augenblicke lang und sagte dann: „Wahr ist's, bei mir wäre dein Geld besser geborgen als in der Mühle während deiner Abwesenheit; größerer Vorsicht halben, will ich's sogar vergraben. Nur begehre ich von dir, etwas von deiner Hand Geschriebenes beizulegen, das den Betrag der mir anvertrauten Summe bescheinigt.“

„Befürchtest du, daß ich mehr von dir begehre, als ich dir gebe?“ fragte scherzend der Müller.

„Wir sind übermächtig,“ erwiderte Bernhard voll gesunden Menschenverstands; „auch könntest du länger abwesend bleiben, als du glaubst, und das Geld von einem oder dem andern zurückerfordern lassen, den ich nicht so genau kenne wie dich. Ein Stückchen Papier mit deiner Unterschrift ist Alles was ich zu meiner Beruhigung verlange, denn so viel Geld hab ich all meiner Lebtag noch nicht im Hause gehabt.“

„Du hast sonderbare Launen!“ lachte Nicolaus, „doch sollen sie befriedigt werden, und das gleich auf der Stelle.“

Er riß ein Blatt Papier aus seinem Rechnungsbüchlein und schrieb langsam, mit fester Hand, folgende Worte, indem er jeden Buchstaben mit lauter Stimme betonte: „Ich Endunterschiebener, Nicolaus, Müller in der Pfarrei von Kerneven, übergebe heute, den 12 März 1801, die Summe von fünfhundert Louisd'or meinem Freunde Bernhard, aus der nämlichen Pfarrei, damit er sie mir aufbewahre.“

Jetzt besann er sich auf einmal und, halb scherzend, halb ernsthaft, immer die Feder haltend, schaute er Bernhard an und sagte: „Wahr ist's, es könnte mir ein Unfall zustoßen. Kehre ich je nicht mehr zurück, so sollst du von meinen Erben nicht molestirt werden. Erhält man unverhofftes Geld, so ist man gewöhnlich geneigt, noch mehr zu wünschen und meint es fehle was dran. Drum will ich auch unterschreiben. So, bist du jetzt zufrieden?“

Etwas mühsam las Bernhard die Schrift und

fragte dann nach dem Gelde. Der Müller öffnete seinen Schrank und nahm ein Säckchen heraus, das er seinem Freunde einhändigte, der dann aufmerksam die glänzenden Goldstücke zählte und sie richtig befand.

„Gib mir jezt einen Deckelkessel und etwas Lehm,“ bat er; ich will Geld und Schrift so versorgen, daß nichts dafür zu befürchten ist.“

Der Verschuß war bald bewerkstelligt, der Kessel mit Heu umwickelt und unter den Karrensitz gestellt, worauf Bernhard sich vom Müller verabschiedete und heimwärts fuhr. Das Uebrige wissen wir schon.

Am folgenden Tage kam der wackere Bernhard nicht zum Dorfe hinaus. Er hatte vollauf Arbeit im Häuschen und im Garten, und wollte zudem, aus Vorsicht, das frischvergrabene Geld nicht gleich so verlassen. Als der Abend herein gebrochen, setzte er sich vor die Thür und schaukelte eben sein Söhnlein singend auf den Knien, als er den Weber Stephan, aus dem benachbarten Dorfe Uzel, eilig daherschreiten sah, der öfters beim Müller Nicolaus anknospte, wenn er geschäftshalben in die Gegend kam, weil er ihm Aufträge besorgen konnte bei seinem Schwager in der Stadt Rennes, wohin er häufig ging. Bernhard staunte sehr, diesen Mann zu so später Stunde noch im Dorfe zu sehen; da mußte 'was Besondere vorgefallen sein.

Stephan kam gerademegs auf Bernhard zu, zog einen Brief aus der Tasche, den er ihm mit den Worten überreichte: „Er kommt von Euerm Freund Nicolaus, der keinen mehr schreiben wird, denn er ist vorhin gestorben!“

„Was!“ rief Bernhard ganz entsetzt, „was sagt Ihr? der Müller Nicolaus ist gestorben!“

„Leider ja!“ entgegnete Stephan. „Auf der großen Haide herwärts Uzel hat er einen Flintenschuß meuchlings erhalten. Der Nebel war so dicht, daß man nicht von einer Seite der Straße auf die andere gesehen. Er war aber nicht gleich todt und hatte noch Kraft genug um sich an der Mähne seines Pferdes festzuklammern, und das arme gute Thier, gleich als hätte es die drohende Gefahr geahnet, jagte in gestrecktem Galopp unserm Dorfe zu. Hier stürzte Nicolaus besinnungslos nieder, indem er noch meinen Namen aussprach. Man brachte ihn in meine Wohnung, und der Arzt wurde gleich gerufen, der ihm zu Alder ließ, nachdem er die Wunde untersucht hatte. Nicolaus kam wieder so weit zu sich, daß er mir Feder, Dinte und Papier begeben konnte, um einige Worte zu schreiben. Wir unterstützten ihn von allen Seiten. Müh-

sam, mit zitternder Hand und den Todes-
schweiß auf dem Gesichte schrieb er diesen Brief
an Euch. O der arme Mann!"

Bernhard nahm das Schreiben, ohne es jedoch
gleich zu öffnen; er wollte dazu lieber warten,
bis er allein sei.

"Sodann," fuhr Stephan in seinem Berichte
fort, "würde er immer schwächer, und konnte
kein Wort mehr hervorbringen. Als der Doktor
noch einmal kam, schüttelte er den Kopf und
meinte, da helfe nichts mehr, und bald darauf
that auch der arme Müller den letzten Athemzug.
Seitdem die bösen Aufrührer in unserm Lande
auseinander gesprengt worden, gibt's noch hier
und da räuberische Begelagerer, vor denen die Rei-
senden nicht sicher sind, und jedenfalls hat solch
ein Schuft unsern guten Freund erschossen. Nun,
da Ihr den Brief in Händen habt, will ich wa-
der heimkehren, bevor es stockfinster wird. Ja
so, noch etwas; unser Maire hat an die Ver-
wandten in Rennes geschrieben, um ihnen de-
s Müllers Tod anzuzeigen. Nun gehabt Euch
wohl, Meister Bernhard!"

Raum war der Weber fort, so ging Bernhard
hinein in die Stube, in welcher die Lampe schon
brannte, öffnete den Brief, der bloß die weni-
gen, fast unleserlichen Worte enthielt: „Gib
das Geld nicht sogleich dem Onkel meines Soh-
nes.... er könnte es in seinen Handel stecken....
die Geschäfte gehen manchmal schlecht.... Gib's
nur meinem Knaben allein, sobald er mündig
geworden.... Sollte er vorher sterben, so be-
halt's für dich.... Lebe wohl!"

Bernhards Bestürzung war groß. Gestern
lebte Niclaus noch in voller Gesundheit und
Kraft, und heute hatte ihn der Tod gleich einem
Blitzstrahl getroffen. Der Wächter einer so be-
trächtlichen Geldsumme zu sein, war ihm auch
eben nicht angenehm; das verursacht Sorgen
und Anliegen. Doch, was jetzt machen? Er
hielt's für das Gerathenste, Niemand, sogar
seiner Frau nicht, etwas von dem vergrabenen
Gelde zu sagen, und setzte sie bloß von des Mül-
lers schnellem Tode in Kenntniß, der noch, schon
sterbend, ihm einige Abschiedsworte geschrieben.
Margreth weinte mitleidig, faltete ihres Söhn-
leins Hände, und beide brachen ein kurzes Geb-
et für den Todten. Während sie am andern
Morgen in der Kirche war, grub Bernhard den
Kessel wieder heraus, öffnete ihn, legte den
Todesbrief auch hinein und brachte dann Alles
nochmals in gehörige Ordnung. „Mag nun
geschehen, was da wolle," sagte er still für sich
hin, „so wird des Müllers Sohn doch immer

Brod's genug haben, und Niemand kann mir
das Geringste vorwerfen." —

Das Jahr 1813 war angebrochen mit großer
Strenge und Kälte. An einem der Fännerabende
schritt ein kräftiger Jüngling langsam und ge-
dankenvoll auf der beschneiten Straße des Dor-
fes Kerneven daher, dem Hause Bernhards zu.
Es war Peter, sein Sohn, den wir als sechs-
jähriges Knäblein kennen gelernt haben. Er
blieb vor der Thüre sinnend stehen, senkte den
Kopf und bedeckte sich die Augen mit der Hand.
Bernhard, der ihn durch's Fenster erblickte, kam
heraus, klopfte ihm auf die Schulter und sagte:
„Was treibst du denn da, Peter? Komm doch
in die warme Stube; du wirst wohl tüchtig
frieren!"

Der Jüngling zuckte zusammen. „Ja wohl
ist's kalt, recht kalt!" rief er; „wie übel müs-
sen die armen Soldaten dran sein in diesem
schlimmen Winter!"

Ob dieser Worte staunte Bernhard nicht we-
nig. Was mag seinem Sohn derlei Gedanken
beibringen? Frankreich führte wohl Krieg, allein
Peter hatte noch nicht das Alter, um schon
Soldat zu werden. Er forschte jedoch nicht wei-
ter, und Vater und Sohn traten in die Stube
und setzten sich an das wärmende Kamin.

Vater Bernhard hatte sehr gealtert während
der letzten zwölf Jahre, unter denen einige gar
schlecht für ihn gewesen. Seine brave Hausfrau
war gestorben; die Ernten fielen kärglich aus;
er hatte sein gutes altes Pferd verloren, das,
wegen des Krieges, nicht mehr ersetzt werden
konnte, der sowohl Menschen als Thiere in
strengen Anspruch nahm. Durch alles dieß litt
sein bescheidenes Einkommen großen Schaden.
Gar oft, wenn er so allein war, wurde ihm das
Herz schwer, doch wenn sein Auge freundlich
auf dem kräftigen, heitergestimmten Sohne ru-
hete, so mußte er sich sagen, er habe noch nicht
Alles verloren. Selbigen Abend schien Peter
seinen gewöhnlichen heitern Muth nicht zu ha-
ben; unbeweglich und wortfarg saß er seinem
Vater gegenüber, der ihn nach dem Städtchen
Pontivy geschickt hatte, um zu hören was es
Neues gebe.

Jetzt nahm Bernhard die braungerauchte
Pfeife aus dem Mund, steckte sie auf seinen breit-
krampigen Hut und fragte: „Was erzählt man
sich zu Pontivy?"

„Traurige Neuigkeiten, Vater," antwortete
Peter; „und, was das Schlimmste ist, die lei-
der nur allzuwahr scheinen. In Rußland sollen

alle unsere Soldaten im Schnee umgekommen sein. Es sind dort wilde Leute die, um uns daraus zu vertreiben, ihre alte Hauptstadt in Brand gesteckt haben. Der Kaiser Napoleon kehrte ganz allein zurück, und weil er den Krieg wieder anfangen will, so braucht er auch andere Soldaten.“ Hier brach der Jüngling kurz ab.

„Jedenfalls werden sie dich nicht nehmen, Peter!“ tröstete Bernhard; „erst im kommenden Jahre wirst du militärpflichtig, und bis dorthin hat vielleicht der Krieg ein Ende.“

„Wie ich gehört, sollen Rekruten aus den vorigen Jahren aufgeboten werden, und, wenn's nicht ausreicht, kommt's auch an die fürs nächste Jahr,“ berichtete Peter.

Diese Worte drangen wie ein Pfeil in Bernhards Herz. „Aber, um Gotteswillen,“ jammerte er, „sie können dich doch deinem alten Vater nicht gerade so wegnehmen! Ich habe ja Niemand mehr als dich auf der Welt, seitdem deine liebe Mutter gestorben ist. Soll ich denn sterben, ohne daß mir eine befreundete Hand die Augen zudrückt!“

Peter seufzte tief auf. „Verzweifeln wir noch nicht, Vater,“ tröstete er; „vielleicht ziehe ich eine glückliche Nummer. Nur ungern würde ich meine Heimath für immer verlassen, obgleich es, wie Ihr mir oft gesagt habt, Pflicht ist für einen Jeden, sein Vaterland zu vertheidigen. Ist's nicht so?“

„Freilich, freilich hab ich das gesagt,“ bejahte Bernhard; „und wenn ich erführe, daß die Engländer an unsern Küsten landen wollten, so nähmen wir Beide unsere Flinten um sie fortzutreiben. Aber etliche hundert Stunden weit fortzuziehen und im Eis und Schnee zu sterben, heißt das sein Vaterland vertheidigen? Meiner Ansicht nach greifen wir dadurch andere Länder an, und das kann uns nur Unglück bringen!...“

Von diesem Tage an, kam eine traurige Nachricht um die andere. Man erfuhr, daß Frankreichs große Armee im fernen Rußland besiegt worden und daß viele, viele Krieger ihren Tod in den schneebedeckten Steppen gefunden. Was man schon lange befürchtet, geschah. Hunderttausend junge Männer, die zur Rekrutierung von 1809 bis 1812 gehörten, und hundertfünfzigtausend von 1814 sollten unter die Fahnen gerufen werden. Das war hart!

Am Tage der Ziehung begleitete Bernhard seinen Sohn nach Pontivy. Reges Leben und Treiben herrschten in dem Städtchen. Aber von Jubel und Freude war wenig zu merken. Alles sah trüb gestimmt aus. Peter hatte keine glück-

liche Hand; er zog Nummer acht aus der verhängnißvollen Urne!

Alle Bekannten nahmen herzlichen Antheil an diesem Unglück, und drückten ihr Mitgefühl in warmen Worten aus. Der arme Bernhard war aber nicht zu trösten. Sein Sohn schickte sich besser in die traurige Lage, und sagte: „Es ist jetzt geschehen! Der liebe Gott hat's so gefügt, und wir müssen uns wohl darein schicken!“

Während der Heimkehr wurde wenig gesprochen. Als sie an dem Wege vorüberkamen, der in die ehemalige Mühle von Nicklaus führte, blieb Bernhard einen Augenblick lang stehen, und Peter hörte ihn heimlich sagen: „Nein... nein... niemals!“ Er konnte durchaus nicht begreifen, was diese drei Worte bedeuten sollten.

Am Abend vor seinem Abzug zum Regiment, legte Peter, der müde und angegriffen war, sich zeitig zu Bette, und fand bald den erquickenden Schlaf. Bernhard aber stoh die Ruhe. Seine Augen weilten sinnend auf dem jungen theuern Haupte seines Sohnes, den er lange, vielleicht gar nicht mehr sehen sollte. Laufenderlei Gedanken stiegen in ihm auf, und plötzlich schien's, als habe er einen großen Entschluß gefaßt. Er erhob sich vom Stuhle und langte, wie vor zwölf Jahren, nach dem Grabscheit, dem Pickel und der Laterne, und ging in gewaltiger Aufregung dem Stalle zu. Zögernd trat er ein und stellte die Laterne so nieder, daß ihr Licht den Platz erhellte, wo, seit vielen Jahren schon, der goldgefüllte Kessel seines ermordeten Freundes Nicklaus verborgen lag, ergriff den Pickel, hob ihn hoch empor und ließ ihn dann wieder kraftlos nieder sinken, also daß er kaum die Erde berührte. Bernhard zitterte am ganzen Körper; er ließ sich auf einen Holzblock nieder, nahm den Kopf in beide Hände und fing zu weinen an wie ein Kind, indem er mehrmals leise schluchzte: „Armer, armer Peter!“

Ein furchtbarer Kampf tobte im Gemüthe des redlichen Mannes zwischen der Vaterliebe und seiner Pflicht. Sein Sohn, die Freude und der Stolz seines Lebens, sollte von seiner Seite gerissen und zur Schlachtbank geführt werden! Und er hatte das Mittel in Händen, um sich ihn zu erhalten; da, da liegt's vergraben unter der Erde. Der Müller war ja längst todt, und Niemand wußte um das Geheimniß. Sein Sohn braucht das Geld nicht; er ist, wie er jüngst gehört, reich und glücklich, und soll obendrein noch eine vermögende Frau heirathen. Hat er's doch bis jetzt machen können ohne dieses Geld! War

der Müller nicht immer der Meinung, sein kränklicher Sohn werde bald sterben, und dann käme das Geld seinem lieben, alten Freunde Bernhard zu gut, der fortwährend so dienstwillig gegen ihn gewesen?

Solche und ähnliche Gedanken durchkreuzten den tiefbetäubten Vater und schnürten ihm mächtig das Herz zusammen. Welchen Entschluß sollte er fassen? Würde man ihm seine Schandthat nicht an der Stirne lesen? Und sein Sohn, wenn er erführe, würde er nicht erröthen vor Scham ob dieses Frevels?

Pflicht und Redlichkeit trugen den Sieg davon. Pflötzlich sprang Bernhard auf und eilte zurück in die Stube. Immer noch lag sein Sohn in ruhigem Schlafe. Leise trat der Vater an's Bett und berührte flüchtig mit seinen Lippen Peters reine Stirne, von dichten blonden Locken umwaltet.

Seit einem Monat befand sich Bernhard allein; sein herzlicher Sohn war fortgezogen in den mörderischen Krieg, und bis jetzt fehlte jede Nachricht von ihm. Um diese Zeit erschien der junge Nicolaus, des Müllers Sohn, in dem Dorfe Kerneven. Wenige Tage nach Peters Abzug war er volljährig geworden, und hätte Bernhard nicht gewußt, daß er die meiste Zeit über, sowohl wegen Handelsgeschäften, als auch wegen seiner bevorstehenden Heirath, von Rennes abwesend war, so würde er ihm das Geld schon längst gebracht haben. Er war durchaus kein hübscher Mann, sondern klein, schief gebaut, um nicht buckelig zu sagen, und an einem Fuße hinkend. Und doch sollte er die Tochter eines reichen Kaufmanns von Pontivy demnächst heirathen, der mit seinem Oheim häufig verkehrte. Wegen des Verkaufs der väterlichen Mühle war er in das Dorf gekommen, und gedachte einige Tage da zu bleiben. Sobald Bernhard seine Anwesenheit erfahrene, grub er den Goldkessel aus, stellte ihn in einen Korb, deckte ihn mit Heu zu, und begab sich zu dem jungen Manne, der anfangs höchlichst ob dieses Besuchs erstaunte.

Ganz einfach und schlicht sagte Bernhard: „Am Tage vor seinem nicht so nahe geglaubten Tod, hat mir Euer Vater fünf hundred Louisd'or anvertraut, um sie ihm bei seiner Rückkehr wiederzugeben, oder Euch, wenn Ihr....“

„Da habt Ihr lange Zeit dazu gebraucht!“ fiel der Müllerssohn dem redlichen Bauersmann barsch und spizig ins Wort. „Man wußte doch, daß ich in Rennes bei meinem Ohm war. Und

dann, fünf hundred Louisd'or sagt Ihr? Nu, ich will's Euch glauben, obgleich....“

„Ihr seid durchaus nicht gezwungen mir's zu glauben,“ sagte Bernhard ganz gelassen und ruhig. „Ich händige Euch Alles ein, was Euch angehört, versteht Ihr mich? Ich sollte es Euch, dem Willen Eures Vaters nach, nicht früher geben. Ihr werdet doch wohl seine Schrift kennen?“

Er löste den Deckel vom Kessel los, nahm die beiden Zettel heraus und übergab sie dem jungen Kaufmann, der, nachdem er sie gelesen und das Gold gezählt hatte, kurz und trocken fragte: „Wollt Ihr einen Empfangschein?“

„Das ist so der Gebrauch,“ entgegnete Bernhard, immer mit der größten Ruhe, „und wenn Ihr die beiden Zettel nicht nöthig habt, so gebt sie mir wieder zurück.“

„Wenn Ihr daran haltet, warum nicht,“ sagte der junge Nicolaus, schrieb die Quittung und reichte Bernhard die drei Papiere mitsammen. Sodann kehrte er ihm kalt und stolz den Rücken zu und fing an, in einem vor ihm liegenden Rechnungsbuch zu blättern, ohne sich weiter um den wackern Mann zu bekümmern. Beim Fortgehen konnte sich Bernhard des Gedankens nicht enthalten: Für solche Filze, wie der Müllerssohn einer ist, kommt's gelegen, daß man von Natur ehrlich und redlich ist, denn die würden einem nicht im geringsten Lust machen, es erst zu werden. —

Eine Woche um die andere verstrich, ohne daß Nachrichten von den jungen Soldaten, die dem Dorfe Kerneven angehörten, ihren Familien zukamen. Man wußte nur, daß die zuletzt einberufenen Rekruten bei dem Heere sich befänden, beständig hin und her marschirten und daß eine große Schlacht bevorstände. Da gab's freilich keine Zeit zum Brieffschreiben; das geht besser nach dem Kampfe, wenn man mit heiler Haut davon gekommen.

Eines Tages, es war im Maimonat, kam der Pfarrer von Kerneven aus dem Städtchen Pontivy zurück und brachte einen dort erhaltenen Anschlagszettel mit, welcher umständlichen Bericht enthielt über die bei Lützen, im Sachsenland, gelieferte Schlacht, wie auch einen Tagesbefehl des Kaisers Napoleon, der seinen jungen Rekruten großes Lob spendete und sie seinen alten, tapfern Soldaten verglich.

Zwei lange, hange Wochen gingen seit diesem Tage vorüber, ohne daß Bernhard Nachricht von seinem fernen Sohne erhielt. Er ängstigte

und quälte sich damit dermaßen, daß er um einige Jahre alterte. Endlich erschien ein Brief von einem Nachbarnsohne, in welchem unter anderm stand, Peter Bernhard, sein treuer Kamerad, habe in der Schlacht eine Kopf- und eine Brustwunde erhalten, sei aber außer Gefahr. Uebrigens habe er großen Muth und große Tapferkeit bewiesen und sich nicht zurückziehen wollen trotz seines starken Blutverlusts; zudem gelang es ihm, an der Spitze einiger Kameraden, einen von Feinden umzingelten Offizier zu befreien, wofür ihm der Kaiser selbst Abend noch das Ehrenkreuz ertheilte.

Dieser Brief beruhigte den armen Bernhard nur halb; die kleinste Zeile, von der Hand seines Sohnes geschrieben, wäre ihm tausendmal willkommen gewesen. Zum Glück geschah dieß bald. Peter erzählte die Schlacht, ohne viel von sich selbst zu reden, und kündigte dem Vater seine Ernennung als Ritter der Ehrenlegion an, wie auch seine bevorstehende Heimkehr, weil die Aerzte ihn zu schwach fänden, um weiter an den Kriegsstrapaßen Theil zu nehmen, vorderhand wenigstens.

Bei dem Gedanken, seinen herzlieben Sohn bald wiederzusehen, fühlte Bernhard sich so überaus glücklich, daß er fast der Wunden nicht gedachte, oder eine mögliche zweite Trennung befürchtete.

Als Peter ankam, gab's einen Festtag für das ganze Dorf, in welches er einzog am Arme seines Vaters. Alle bewillkommten ihn herzlich, und Christoph, der alte Bannwart, ein ehemaliger Soldat, trat mit militärischem Gruße vor den jungen Ritter der Ehrenlegion, welcher ihm treuherzig die Hand drückte. Bernhards Vaterstolz fühlte sich geschmeichelt, nur konnte er sich aber einer gewissen Furcht und Bangigkeit nicht erwehren, beim Anblick seines abgemagerten, bleichen Sohnes.

Trotz aller väterlichen Liebe und Sorgfalt und Pflege, kehrte Peters frühere Gesundheit nicht mehr zurück. Er wurde zusehends schwächer, obgleich er sich oft alle Gewalt anthat, um dem Vater bei seiner Arbeit behülflich zu sein. Niemals jedoch klagte er, und fügte sich in sein Schicksal mit Gelassenheit und Geduld.

Eines Abends, als er sich noch kraftloser fühlte als gewöhnlich, und die Fieberhitze ihm brennenden Durst verursachte, so daß er seinen Vater mehrmals um kühlendes Wasser bitten mußte, wollte dieser sich nicht zur Ruhe legen, sondern wach bleiben am Krankenbette. Peter war eingeschlafen, aber sein Athmen war schwer und oft

wurden Seufzer hörbar. Gegen Mitternacht vernahm Bernhard die leise Frage: „Vater, seid Ihr da?“ Er stand auf und trat ganz an das Bett heran. Der Sohn streckte ihm die Hand entgegen; sie war feucht und zitternd.

„Richtet mir den Kopf in die Höhe, Vater,“ bat Peter; ich glaube, ich könnte leichter athmen und besser mit Euch reden. Mein Ende scheint zu nahen, und bevor ich sterbe, möchte ich doch wenigstens....“

„Armer Sohn! lieber Peter!“ klagte Bernhard, „verlasse mich nicht jetzt schon! Was soll aus mir werden, wenn du nicht mehr um mich bist!“

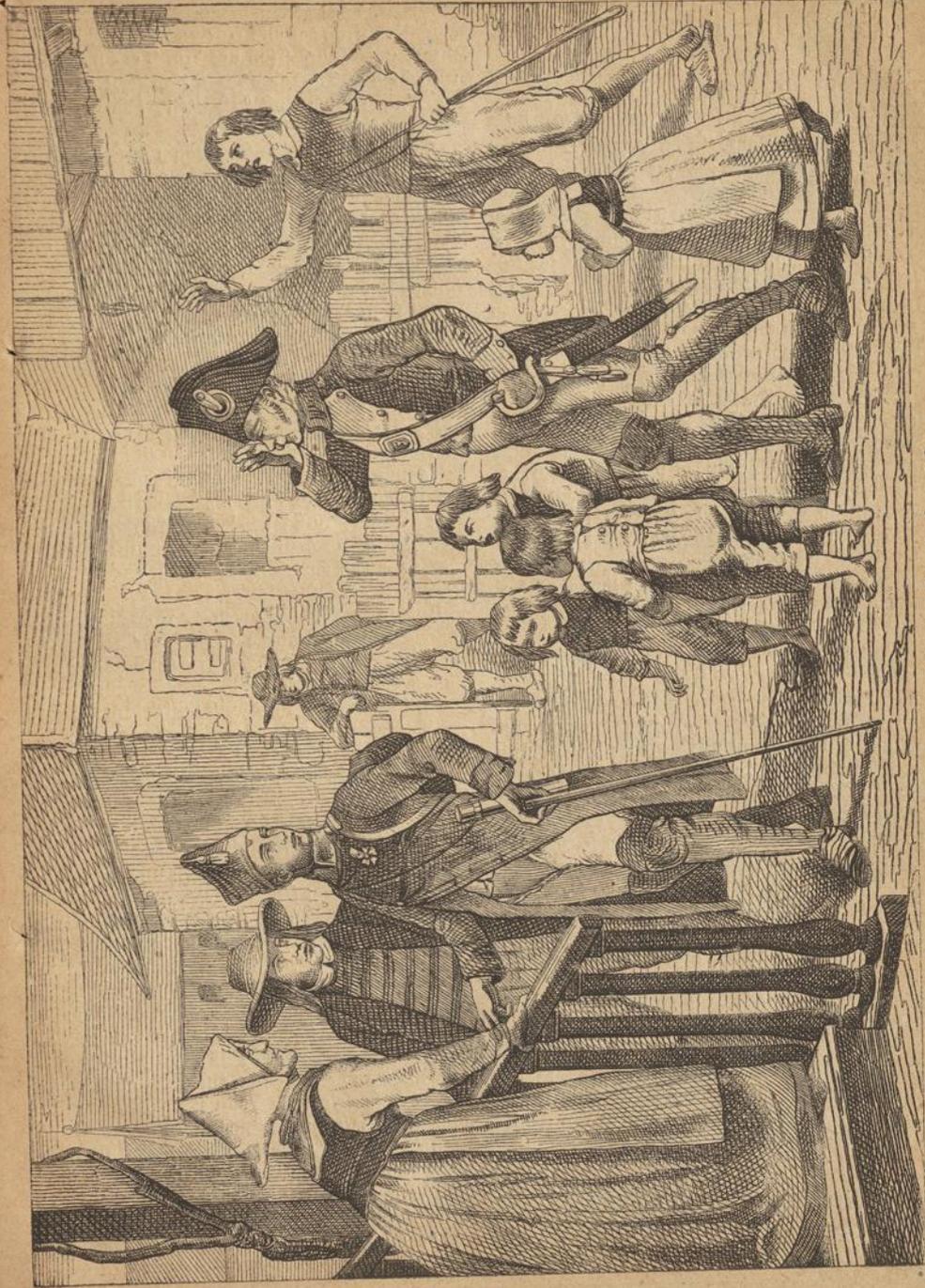
Gedanken aller Art stiegen in dem betrübten Vater auf mit Blitzeschnelle. Er dachte an Nicolaus, an seinen bössartigen ungestalteten Sohn, an die Rekruterziehung, den Kessel, das viele Geld, und brach in lautes Schluchzen aus. Er wollte sprechen, und vermochte bloß einige unzusammenhängende Worte hervorzubringen, indem er krampfhaft des Sterbenden Hand presste. Endlich jammerte der Arme voll Verzweiflung: „Wehe, wehe über mich! Ich bin Schuld an deinem Tode! Ich bin dein Mörder! Höre, lieber Sohn, du mußt Alles wissen! Der Müller Nicolaus hatte mir mehr Gold anvertraut, als erforderlich gewesen wäre, um dir einen Ersatzmann zu stellen. Niemand wußte darum. Er fand seinen Tod durch die Kugel eines Mörders, Ich hatte versprochen, ihm oder seinem Sohne das Geld wieder zurückzugeben. Während zwölf Jahren lag es vergraben in unserm Stalle; ich rührte es nicht an, denn auch den Todten muß man das gegebene Wort halten. Da kam die Ziehung ins Land, und am Tage vor deiner Abreise wollte ich das Geld ausgraben und vom Soldatenstand dich retten. Ja, ich hab's gewollt, und hatte doch den Muth nicht dazu! Mir war's, als würdest du mir deswegen fluchen, denn ich dachte nur immer an dich. Und als des Müllers Sohn, dieser wüste, undankbare Geselle, ins Dorf kam, brachte ich ihm treu und redlich das Gold. Er wußte mir nicht einmal Dank dafür, und zweifelte sogar, ob's Alles sei. Ich hätte das Geld, denn er hat dessen doch genug, behalten und zu deinem Besten verwenden sollen. Aber nein, ich war zu stolz dazu! Ich glaubte, recht zu handeln, und war nichts als ein Thor und ein schlechter Vater!... Jetzt weißt du Alles, lieber Sohn! Wie, du weinst? Großer Gott! habe ich dir Kummer und Schmerz verursacht? Du zürnest mir! O verzeihe deinem unglücklichen Vater!“

sternacht
Vater,
gang an
die Hand

"Vater,"
atmen
e Scheint
ich doch

ze Bern-
Bas soll
um mich

trübten
an Ni-
Sohn,
ob viele
nd. Er
rige un-
en, in-
proßt.
sfiang:
ult an
lüber
er Ni-
als er-
Erlage-
Er
rerk.
Pohne
yweiß
; ich
muß
n die
deiner
vom
wollt.
Wir
schen,
ls des
e Ge-
u und
mal
Mies
doch
rren-
dapat
nicht
Jest
einst?
omaz
vimm



Führe uns nicht in Versuchung!

Mühslich schienen Peters Lebenskräfte zurückzukehren; mit beiden Händen umfaßte er des Waters Haupt und drückte ihm ehrfurchtsvoll einen zärtlichen Kuß auf die Stirne.

„Herzlichen Dank, lieber Vater, für Alles was Ihr gethan habt!“ sagte er bewegt und gerührt. „Wohl werdet Ihr mich bald beweinen, doch könnet Ihr meiner gedenken ohne Gewissensbisse! Euch soll ich verzeihen? Ich bin ja stolz auf Eure Handlungsweise, und Ihr dürft auch stolz darauf sein, denn sie bezeugt sonnenklar Eure väterliche Liebe zu mir! Sehet,“ fuhr er fort, und wies mit der Hand nach seinem zu Häupten des Bettes hängenden Soldatenüberrock, „sehet, dort ist mein Ehrenkreuz; bewahret es auf zu meinem Andenken. Ich möchte.... ach.... meine Kräfte schwinden.... Segnet mich, Vater, denn Euer Segen ist so heilig wie der des Priesters.... Gott gebe Euch Glück und Frieden! Meine Augen verdunkeln sich.... Sprech, Vater, reder, damit ich noch Eure Stimme höre! Lebt wohl, lebt wohl!“

Nur schwach noch bewegten sich die Lippen des Sterbenden, ohne einen Laut hervorzubringen. Bernhard neigte sein Ohr zu ihm hernieder, fühlte noch einen leisen Hauch, dann nichts mehr. Der Todeskampf war beendet!

Von diesem Tage an blieb Bernhard ernst und traurig, aber ruhig und gefaßt. Oft kam es ihm vor, als hörte er eine innere Stimme tröstend sagen: „Erhebe Herz und Haupt freudig und getroßt himmelan, denn du hast treulich deine Pflicht erfüllt!“ Aber seine Müdigkeit und seine Kräfte nahmen merklich ab und die Arbeit wollte ihm nicht mehr wie sonst aus den Händen gehen. Da er aber fortwährend gegen Jedermann dienstfertig gewesen, so fand er jetzt auch thätigen Beistand von Seiten guter Freunde und Nachbarn.

Eines Morgens wurde er todt in seinem Bette gefunden. Er schien zu schlafen; Frieden und Ruhe hatten sich auf sein Antlitz gelagert und bekundeten deutlich seinen sanften Heimgang. Fest umflammerte seine Hand ein kleines Leinwandstückchen, dessen Band um den Hals geschlungen war. Es wurde geöffnet und man fand darin Peters Ehrenkreuz, die beiden Papiere des Müllers Nicolaus und den Empfangschein seines Sohnes.

Dienertreue bis in den Tod.

Nicht allein den gütigen, sondern auch den wunderlichen Herrschaften soll ein Diener und

eine Dienerin treu und ergeben sein, und für ihr Wohl und Glück selbst vor dem Tode nicht zurückschrecken. Der Bote hat in einem guten Büchlein, „Dienende Liebe“ betitelt, folgende rührende Erzählung gefunden:

Ein reicher Herr in Polen fuhr zur Winterzeit in einem Schlitten nach der kleinen Stadt Ostrowo, nur von seinem Knecht, Jakof genannt, begleitet, der dem Schlitten voranreiten mußte. Ehe sie das Städtchen erreichten, führte die Straße durch einen langen, einsamen Wald, und doch war der Abend bereits hereingebrochen. Jakof schlug daher seinem Herrn vor, in der am Eingang des Waldes gelegenen Herberge zu übernachten; denn im Walde seien viele Wölfe, und die Unthiere jetzt gar grimmig, wegen des harten, lang anhaltenden Winters. Der Herr aber, einer von den wunderlichen, von denen, die einen guten Rath, wenn er von einem Knechte herkommt, nicht annehmen mögen, herrschte ihn zornig an und schrie: „Du wirst wohl des Reitens überdrüssig sein! Das kümmert mich jedoch nicht im geringsten! Wir müssen durchaus nach Ostrowo, mag's gehen wie's wolle. Vorwärts also, Marsch!“

Und so ging's denn weiter, was die Pferde aufen konnten. Raun aber sind sie eine Strecke im Walde drinn, so hört der eigensinnige Herr hinter sich ein lautes Heulen, er schaut herum und sieht die Wölfe rudelweise hinter dem Schlitten daherkommen, und die vordersten sind schon ganz nahe.

„Jakof! Jakof!“ ruft er, „die Wölfe, die Wölfe!“

Der treue Diener sagt kein Wort, sondern läßt ruhig den wunderlichen Herrn vorausfahren, reitet zwischen den Schlitten und die hungerrigen Wölfe, zieht seine Pistolen aus dem Halfter und schießt von Zeit zu Zeit in den Trupp hinein. Wohl schreckt er damit eine Weile die Bestien, doch hat er endlich kein Pulver mehr, und als sie nun an den Schlitten heranzufürzen, sagt er: „Herr, ich muß meinen armen Braunen opfern und sehen, daß ich zu Euch in den Schlitten hineinkomme, sonst ist Alles verloren!“

„Mache, wie du's für gut findest!“ meint der Herr in seiner Todesangst; „ich will mich ganz dir anvertrauen.“

Der gute Jakof sprang augenblicklich vom Pferde und hinein in den Schlitten. Das Thier hielt er am Zaume fest, bis die Wölfe herankamen, dann überließ er's ihnen zur Beute.

Die verfolgten Reisenden gewannen dadurch einen kleinen Vorsprung, doch dauerte es leider